

---

# LITERATUR

---

*Ruth Neukomm*

## »Der Schlangenesser« von Važa Pšavela

Georgische Leser bedürfen keiner Erklärungen über die Bedeutung Važa Pšavelas, genießt er doch hohe Verehrung in seiner Heimat. Da man ihn aber im Westen – Spezialisten ausgenommen – noch wenig kennt, sei hier eine kurze Einführung erlaubt.

Unter den vielen Dichtern, die Georgien hervorgebracht hat, dürfte Važa Pšavela (1861–1915) zu denjenigen gehören, die über den größten Einfallsreichtum und über die farbigste Palette der Themen verfügen. Von der pantheistischen Hymne an die Schöpfung bis zu Märchen und Naturschilderungen, die uns wie mit Zauberhand die Sphäre der kaukasischen Bergwelt atmen lassen, von lyrischen Gedichten, epischen Heldenpoemen, literarischen und historisch-ethnographischen Studien bis hin zur entzückenden Kindergeschichte ist bei ihm alles zu finden. Das Besondere seiner Werke beruht neben der ausnehmenden Originalität des Dichters auch auf der Ursprünglichkeit der Bergwelt, in der sie erschaffen wurden, war doch des Dichters engere Heimat das hoch im südlichen Kaukasus gelegene Pšavenland.

Umgeben von majestätischen Bergen wuchs Važa heran, inmitten der Pšaven und der ihnen benachbarten Xevsuren,

deren eigentümliche, auf alten Traditionen beruhende Lebensweise schon dadurch ersichtlich war, daß die Männer noch bis ans Ende des 19. Jh.s Helm, Kettenpanzer, Schwert und Schild zu tragen pflegten. Ihre reiche Volkspoesie und ihr teils noch archaischer georgischer Sprachschatz wirkten von Kindheit an auf ihn ein. So kam es, daß Važas Weltbild nicht nur durch die Bildung und christliche Erziehung, die ihm sein Vater, ein Oberdiakon, angedeihen ließ, sondern auch durch die Lebensweise dieser Bergstämme beeinflusst wurde, die zwar schon früh christianisiert waren, aber noch alte Traditionen aus vorchristlicher Zeit bewahrt hatten.

In Važa Pšavelas Dichtungen ist die ganze Natur beseelt, reden oft Tiere, Pflanzen, ja Bäche und Felsen, und sein besonderes Mitgefühl galt jenen, die von Gefahr und Unrecht bedroht waren. Auch liebte er es, Themen aus der heroischen Vergangenheit seines Volkes zu behandeln, außergewöhnliche Menschen darzustellen, die sich durch Seelengröße und Edelmut, durch Gerechtigkeitsinn und Wahrheitsliebe auszeichnen und die im Kampf gegen fremde Eroberer in ihrer Opferbereitschaft für Volk und Heimat bis zum Letzten gehen. Es kann aber auch

geschehen, daß die Kraft und Reinheit ihrer Gefühle und ihre tiefe Menschlichkeit in Konflikt geraten mit ihrer eigenen traditionsgebundenen Umgebung, was diesen Poemen bisweilen eine dramatische Gangart und eine Tragik von antikem Ausmaß verleiht.

Gerade Važa Pšavelas bekannte Dichtung »Der Schlangenesser«, die als eines seiner reifsten und tiefsinnigsten Werke gilt, hat einen solchen Zusammenstoß mit den Mächten der Tradition zum Thema. Das Poem soll auf einer alten pšavischen Legende beruhen, deren Problematik der Dichter aber stark ausweitete und vertiefte. Die Hauptfigur, Mindia, ist ein tap-

ferer Krieger und wahrer Held, der in feindlicher Gefangenschaft durch den Genuß von Schlangenfleisch, ähnlich wie in der griechischen Mythologie, sein Wesen völlig wandelt und zu einem Weisen, einem Seher wird, der die Sprache der Tiere und Pflanzen versteht. Infolgedessen kann er nach seiner Heimkehr keine Tiere mehr töten und keine Bäume mehr fällen, was ihn in Konflikt mit seiner Familie und mit seinen Dorfgenossen bringt, da sie verlangen, daß er sie ernähre und im Krieg verteidige. Aus diesem tragischen Zusammenstoß mit der Wirklichkeit entwickelt sich ein erschütterndes Drama, an dem Mindia zugrunde geht.

*Važa Pšavela*

## **Der Schlangenesser**

Aus dem Georgischen übertragen von Ruth Neukomm

Chewsuren in der Schenke,  
im Kessel kochte das Bier,  
auf der Zinne zehend  
tranken sie es aus Schalen.  
Die einen sangen zum Panduri  
Gesänge gewaltiger Art,  
dem Gefühl der Trinkenden  
als Brücke zu hochgemuter Tat,  
feurigen Geistes der Helden Name,  
als wären's Heilige, besingend.  
Die Alten zogen an der Pfeife,  
rauchumhüllt wie von Nebel  
begrüßten sie die Sage der Helden  
und tranken auf deren Heil.  
Die Jungen anzureizen  
gedachten sie jener voll Lob:  
»Wer weiß, wer unter euch, dereinst,  
seinen Mann also stellt!«

Inmitten der Schar ist einer  
blassen Angesichts und still,  
umringt von allen, groß und klein,  
wie Honig von Insekten.

Der Traurige, schwertumgürtet,  
auf der Schulter den Schild,  
hat vor sich Zweie knien, barhäuptig,  
ihm Schalen reichend, dunkles Bier  
aus großen Schüsseln schöpfend.  
»Trink, Mindia«, sagen sie,  
»gut ist das Bier,  
von Hopfen, voller Heil,  
sprich doch ein Wort zu uns,  
um Gottes Willen,  
verständlich ein georgisch Wort!«

»Was kann ich Trunkener, ihr Männer,  
euch denn sagen, der Trank  
hat mir den Geist bezwungen,  
das Reden sei für später aufgespart,  
so mir der Tod noch Zeit läßt...«  
Und hob die Schale  
und leerte sie im Zuge.

Nach der Gefangenschaft  
wieder daheim, war es ihm süß,  
unter Brüdern zu sein,

und wie die andern ward auch er  
**vom vielen Biere trunken.** \* \* \* \* \*  
 Über diesen Mindia ging  
 ein unfaßbar Gerücht:  
 Zwölf Jahre sei er  
 in den Händen der Kadshi<sup>1</sup> gewesen.  
 Gefangen und fern der Heimat  
 zu sein, das bedrückte ihn sehr.  
 Die Zeit floß dahin, viele Ostern  
 und Weihnachtsfeste vergingen,  
 doch Mindias Gefangensein,  
 das nahm kein Ende.  
 Die Sklaverei schmolz ihm das Herz,  
 die Seele wollte dem Leib entfliehen,  
 Erinnerungen überkamen ihn  
 an seine tiefverschneiten Berge,  
 die abgrundfinstern Schluchten,  
 die steinig Pfade,  
 an seine Eltern und Geschwister,  
 die sein Geschick beklagten,  
 an seine schlichte Hütte,  
 die ihm als Paradies erschien.  
 Inbrünstig flehte er oft  
 zum Gotte des Heiligtums,  
 er möge ihnen beistehen.

Doch endlich sagte er sich,  
 es wäre besser zu sterben.  
 Er sah den Topf über dem Feuer  
 mit dem Essen der Kadshi darin,  
 er wußte, sie pflegten Schlangen  
 zu kochen als Speise für sich  
 und daß ihre Art es ertrag,  
 von solchem Fleische zu leben.  
 Für ihn aber, dachte er,  
 würde es voller Unheil sein.

Er nahm ein Stück, voll Ekel,  
 und aß es wie ein Dieb,  
 da aber schaute voll Erbarmen  
 der Himmel auf den Gefangenen herab.  
 Von neuem erstand das Leben in ihm,  
 in einem neu gestärkten Leibe,  
 gleich einem Blinden oder Tauben  
 ging ihm die Schau des Herzens,  
 der Augen Hellsicht auf.  
 Von diesem Tage an verstand er,

was ihm die Vögel sangen,  
**und bei Pflanzen und Tieren** \* \* \* \* \*  
 ihre Freuden und Qualen.  
 Was immer der Allmächtige  
 an Beseeltem oder Unbeseeltem schuf,  
 scheint eine Sprache zu haben  
 und uns nicht fremd zu sein.  
 Dies fühlte der Gefangene,  
 erstaunt ob seines Wesens Wandlung,  
 er hatte erfaßt, daß dies Essen  
 die Kadshi sehend gemacht.  
 Sie waren mit der Schlange Weisheit  
 begabt, und wenn's ihn ekelte,  
 redeten sie ihm alsbald zu:  
 »Mindia, iß auch du!«  
 Von da an hatte der Gefangene  
 der Kadshi Weisheit erkannt,  
 und es begannen mit ihm zu reden  
 Himmel, Mutter Erde und Wald.  
 Das Böse nur faßte  
 in seinem Herzen nicht Fuß,  
 sonst aber erlernte er  
 der Kadshi Künste alle,  
 vor nichts mehr hatte er Angst,  
 auch nicht vor Blitz und Donner.  
 Die Kadshi waren voller Zorn,  
 als sie sahen, daß der Bauer  
 Weisheit gewonnen!  
 Nicht länger schreckte ihn mehr  
 die Gefangenschaft,  
 noch der Kadshi Künste,  
 und er wartete nur noch darauf,  
 heut oder morgen  
 ihnen mit dem Fuß  
 einen Tritt zu erteilen.

Blitzschnell wie eine Kugel,  
 betörend klug, der Schlange gleich,  
 ein Trost in Not,  
 ward Mindia einst vergöttert  
 vom ganzen Land der  
 Pschawen und Chewsuren.  
 Sogar Tamar, die Königin,  
 sie pflegte stets zu sagen:  
 »Wenn ich nur Mindia habe

---

1. Dämonische Geister.

und mit ihm der Berge Volk,  
kann mir kein Feind etwas anhaben,  
wie sehr er es auch wollt!«  
Er kannte alle die Schliche,  
wie einen Feind zu besiegen  
und wie ihn zu vernichten.  
Und fand er einen Verwundeten zur Zeit,  
brauchte dieser den Tod nicht zu fürchten,  
selbst einen, der entzweigeschlagen,  
heilte noch seine Arznei ohnegleichen.  
Deshalb wurde sein Heer  
nicht geringer im Kriege  
und stets hatte er der Krieger viele.  
Weithin drang die Kunde  
von dem, was Mindia vollbracht.

\*

Wenn das Land  
im Lenz erwacht,  
Lust und Freude  
wandeln allenthalben,  
zarte Knospen sprossen,  
Blumen schmiegen sich ans Gras,  
wandert Mindia voller Eifer  
über Berg und Tal.  
Er begegnet allen Pflanzen,  
dem Gewürm, mit einem Gruß,  
und auch die Natur  
mit reich geschmückten Fahnen  
ruft ihm »Du sollst leben!« zu.  
Die Blumen mit gereckten Hälsen  
zum Malen so schön  
flüstern ihm vereint  
»Es lebe Mindia!« entgegen.  
Die Bäume bewegen die Blätter,  
die Pflanzen beginnen zu wogen  
und eine nach der anderen  
ihre zarten Stimmen zu erheben:  
»Ich bin Arznei für dieses!«  
und andere: »Ich für jenes!«  
Mindia pflückt sie, nimmt sie mit,  
noch feucht vom Tau des Morgens.

Der Blumen Art scheint es zu sein,  
nur Kranke heilen zu wollen  
und ihre eigenen vom Leben verwöhnten

Leiber nicht zu schonen.  
Es ist ihnen Freude, Elenden  
und Kranken zu helfen.  
So scheint der Blumen Art zu sein,  
den Bäumen dagegen kommen Tränen,  
nur Mindia versteht  
ihr Klagen und Stöhnen.  
Darob wird ihm  
sein Leben bitter schwer.  
Kam er zu einem Baume  
mit der Axt und sprach:  
»Ich muß ihn fällen!«  
vernahm er im Augenblick,  
da seine Axt ihn traf,  
des Baumes stöhnende Stimme:  
»Töte mich nicht, mein Mindia.  
verdunkle nicht meine Sonne!  
Willst du mich armen Baum bewingen,  
nur weil ich wehrlos bin?«  
Die Arme sanken ihm herab  
und seine Augen blickten  
starr zum Himmel.  
Er wandte sich zu einem andern Baum,  
doch dieser hob noch heftiger  
zu stöhnen an.  
Er kehrte heim mit leeren Händen,  
vermochte kein Holz mehr zu bringen,  
und daß im Herde  
die Gluten nicht erlöschen,  
verbrannte er Heu und Stroh  
und dürre Halme, und nahm gar  
zu Hilfe getrockneten Dung.  
Auch wenn er dürre Reiser fanl,  
verschmähte er sie nicht.  
Und dennoch dankte er Gott  
des Morgens und des Abends.  
Den andern riet er: »Ihr Männer,  
begeht doch keine Sünde,  
fällt keine Bäume mehr,  
wir wollen mit dürren Halmen,  
trockenen Reisern uns begnügen.«  
Doch keiner hörte auf ihn,  
sie nannten solchen Rat Gefase:  
»Gott hat die Bäume erschaffer,  
daß wir sie nützen und gebrauchen!«  
Und also scheut sich noch heut keiner,  
die Espen und die Buchen zu eschlagen.

Sobald das Korn geerntet wird,  
 scheint Mindia<sup>1</sup> irf  
 und wie von Sinnen.  
 Bald schneidet hier er  
 einen Halm, bald dort,  
 mit aufgerissenem Hemd  
 zerstampft er das ganze Feld.  
 Er rupft und schneidet alles kahl,  
 bis ihm die Kraft im Arme fehlt,  
 gleich einem Kreisel ruhelos am Werk,  
 und wenn Erschöpfung ihn befällt,  
 wirft er der Länge nach  
 sich auf das Feld.  
 Fragt ihr: »Was fällt dir ein?«  
 gibt er zur Antwort drauf:  
 »Was sagt ihr da, ihr Männer,  
 ihr könnt es nicht verstehen,  
 darum mißfällt euch mein Benehmen.  
 Ihr könnt ja gar nicht wissen,  
 wie sehr die Ähren mich anflehen.  
 Ihr müßtet wissen, müßtet sehen,  
 wie alle Ähren ihre Hälse recken,  
 zu hunderten und tausenden,  
 von allen Seiten ihre Stimmen  
 laut erheben und mich,  
 den mit der Sichel in der Hand,  
 als ihren Gott ansehen:  
 ›O Mindia, schneide mich zuerst!  
 Du Guter, laß mich nicht stehen!‹  
 ›Nein, mich‹, ruft eine andere,  
 ›mich schreckt der Himmel mehr!  
 Wenn ich die kleinste Wolke seh,  
 wird mir ganz schwach im Leibe!  
 Weh mir, wenn mich der Hagel träfe,  
 mit seinem Dolch  
 durchschnitte meine Kehle!‹  
 Und eine andere schreit noch mehr:  
 ›Lasse mich nicht zurück  
 und zeige, was du kannst!‹  
 Sie bringen mich von Sinnen  
 mit ihrem Geschrei  
 und vor Erbarmen  
 noch um den Verstand.  
 Obwohl ich es versuche, kann ich  
 sie alle nicht erreichen  
 mit zwei Händen und zwei Augen nur  
 und werde selbst wie einer, den man

mit Wasser neu beleben muß.  
 Das Kornfeld fürchtet den Hagel,  
 die Menschen wären ohne Nahrung,  
 wie könnte zudem die Sichel  
 das Feld so verwüsten wie der Hagel?  
 Die Menschen zu nähren,  
 schonen sich die goldenen Ähren,  
 sie wollen nicht nutzlos verfaulen,  
 Krähen und Milan zum Fraße werden.  
 Daher kommt ihre Eile,  
 daß man sie mähe,  
 daher schreien sie alle vereint,  
 sie wollten zu Broten werden,  
 damit sich an ihnen  
 die Hungrigen nähren ...  
 So laßt uns auf der Verstorbenen  
 Seligkeit trinken,  
 die himmlischen Mächte beschwören!«

\*

Die Chewsuren feierten ein Heiligenfest,  
 sie tranken Bier und zechten.  
 Zahllose Gläubige lockte das Fest  
 von Gudanis Dshwari<sup>2</sup> herbei.  
 Das Volk war in Scharen versammelt,  
 die Ältesten verhandelten vielerlei,  
 die einen sprachen  
 über anderer Erleben,  
 andere erzählten  
 aus ihrem eigenen Leben.  
 Sie sagten von Heldentaten,  
 von Flinten und Säbeln,  
 und sie lobpriesen alle den  
 mit dem panzerzerhauenden Schwert  
 umgürteten Helden.  
 Sie lauschten voll Ehrfurcht,  
 wenn von heißem Kampfe  
 einer erzählte,  
 und endlich begannen sie auch  
 des Schlangenessers Wissen zu ergründen  
 und die von ihnen, scheint's,  
 als Holzfäller und Mäher  
 begangenen Sünden.

---

2. »Kreuz von Gudani«, Heiligtum in Chewsu-  
 rien.

Tschalchia sprach zur Versammlung:

»Ich staune über eure Gedanken,  
 schon früher habe ich oft gesagt  
 und werd' es heute wieder sagen:  
 Wenn Bäume und Steine reden könnten,  
 warum denn haben wir es nicht gehört?  
 Nur um uns etwas vorzumachen,  
 hat Mindia diese Mär erzählt.  
 Sind wir nicht Menschen  
 seinesgleichen  
 und haben wir nicht Ohren,  
 wie ich meine?!  
 Ich sage dies nicht im Geheimen,  
 er selber kann es hören,  
 und ob ich nicht die Wahrheit sage,  
 mag er in seinem Herzen überlegen.  
 Gut, sagen wir, es sei richtig,  
 Mitleid zu haben mit Bäumen,  
 Lebewesen, Gras und Steinen  
 doch einen Menschen töten,  
 ist weit schlimmer,  
 und wäre er aller Feind.  
 Dann dürften wir  
 auch keine Menschen töten,  
 und hört nun gut, was ich euch sag:  
 Ich sah, wie Mindia Berge  
 von seinem Schwert erschlagener Feinde  
 häufte,  
 warum begehrt er dies,  
 wenn doch der Glaube  
 das Töten nicht erlaubt?  
 Wir aber töten den, der uns  
 die Freiheit rauben will,  
 das Land uns nimmt, die Gattin,  
 und unsere Glaubenssätze stört.  
 Dann wird es auch Gott nicht  
 als Sünde anseh'n, daß wir die Hand  
 gegen den Feind erheben  
 und daß wir, um zu leben,  
 Buchen und Ulmen fällen.«

»Nein, Tschalchia hat recht,  
 Mindia ist wahrhaft ein Lügner,  
 tausenderlei Lügen hat er  
 vor unsern Augen aufgehäuft«  
 murmelten einige im Volke  
 zaghaft und schwach.

»Wollten wir solchen Gedanken gehorchen,  
 weh uns, was würde aus unserem Leben?  
 Was sollen wir als Sünde betrachten,  
 was vor Gott nicht als Sünde gilt?  
 Wenn Mindia das Volk also belehrt,  
 so tut er wahrlich schlecht daran.  
 Von unseren Besten erwarten wir stets.  
 daß sie uns helfen und beistehen,  
 und nicht, daß sie uns schaden  
 und unser Leben vernichten!«  
 Und so war die einhellige Meinung  
 all der versammelten Chewsuren.

Auch Mindia saß unter ihnen,  
 aus seinen Augen traten Tränen.  
 Keiner begriff, warum er  
 in seinem Herzen also litt.  
 Den Blick zur Seite gewandt,  
 vernahm er nicht des Volkes Gerede  
 und fand erst wieder zu sich,  
 als Berdia ihm sagte: »O Mindia,  
 was leihst du uns kein Ohr,  
 warum denn weinst du nur?  
 Zwar erstaunt es mich nicht bei dir,  
 noch wundert es mich bei andern,  
 doch wird die Trauer im Nu  
 sich neunmal in Freude verwandeln.«  
 Und alle die Chewsuren  
 wandten ihr Antlitz Mindia zu...

»So sag doch«, bat ihn Berdia wieder,  
 »welcher Kummer dich so bedrückt?«

»Diesen Vögeln da höre ich zu«,  
 und Mindias Hand wies auf zweie,  
 die mit hängenden Flügeln  
 unter einer Esche  
 auf einem Steine saßen.  
 »Einer erzählte dem andern  
 vom Tode ihrer Jungen.  
 Links sitzt die Mutter  
 und rechts, der Erzählende,  
 weh, ist der Vater,  
 der gebrochenen Herzens  
 seine Kinder beweint.«

Da schaute zu den Vögeln  
 die Schar der Chewsuren hin. . . . .  
 Und da gerade schien's, als würde  
 einer der Vögel von Ohnmacht erfaßt,  
 er sank vom Stein  
 und ihm entschwand die Seele.  
 Welcher der beiden verschied,  
 das zu verstehen, war keine Frage!  
 Die Chewsuren sahen einander  
 mit aufgerissenen Augen an,  
 ob denn ein solches Wissen  
 aus menschlicher Macht geschah?  
 Nun glaubten sie an Mindias Wissen,  
 das klar vor aller Augen stand,  
 doch dem, was ihr Herz empfand,  
 vermochte ihr Verstand nicht zu folgen:  
 Sie mähen Gras wie eh  
 und töten Wild  
 und nähren mit Holz  
 das Feuer im Herde!  
 Ach, sagt mir doch, was vermöchte wohl  
 dem Fuchse das Hühnerfleisch  
 zu verleiden?  
 Und wer setzt sich an einen Herd,  
 auf dem er keinen Baumstrunk sieht?

\*

Wie oft waren die Chewsuren  
 gegen Lesgier, Perser, Khisten  
 und Türken zu Felde gezogen,  
 und immer waren die Tapferen  
 siegreich nach Hause gekehrt.  
 Kartliens Grenzen waren erstarkt,  
 dem Feinde das Leichentuch genäht.  
 Den Feind zu überwinden,  
 was kann ein Volk  
 sich Besseres wünschen?  
 Solange Mindia ihr Führer ist,  
 haben die Chewsuren  
 nichts zu befürchten.  
 Niemand wagt es, sie anzugreifen  
 und Friede herrscht allseits.  
 Glücklich jener, dem das Land  
 sich dankbar erweist.

\*

Hoch über jäher Felswand steht  
 ein Haus, des Dach . . . . .  
 sich an den Himmel lehnt,  
 umringt von der Berge  
 hochtürmender Leiber Gewalt,  
 die schneeübertüncht ragen  
 in ungebrochener Kraft.  
 Hast du sie einmal so geschaut,  
 sehnt sich nach ihnen stets dein Aug.  
 Doch schöner sind sie noch,  
 wenn sie wogen von Grün,  
 wenn die Sonne  
 auf die Brust ihnen scheint,  
 die Lawine tosend niederbricht,  
 die Schluchten zu husten beginnen,  
 als hätten sie die Schwindsucht,  
 ist ihre Schönheit  
 dennoch vom Himmel geweiht.  
 Oft streicht über ihr Haupt  
 seufzend ein kühler Wind  
 und schwarze Wolken zünden  
 im Lenz mit dem Feuerstahl.  
 Keiner pflügt dort mit dem Pfluge  
 noch sät einer je Saat,  
 nur Steinböcke ziehen vorüber,  
 wetzen am Fels ihr Gehörn.  
 Und die jähren Felswände  
 mit finsterer Stirn  
 in Abgründen wurzelnd  
 denken weder an Seele,  
 noch fressen sie Aas,  
 ohne Gruß, ohne Zärtlichkeit  
 schauen sie grimmig hernieder.

Am Hause steht ein Turm  
 vom Rauche rußgeschwärzt,  
 tagtäglich Schüsse  
 aus Gewehren fürchtend.  
 Was kann dem Armen  
 Frieden gewähren?  
 Solange ringsum Feinde sind,  
 solange die Menschen Rache  
 in ihrem Herzen tragen,  
 sind auf seiner Brust die Spuren  
 viel feindlicher Kugeln zu sehen!

Zorniges Schelten  
ertönt aus dem Hause,  
Worte des Zankes, der Wut.  
Viele können darinnen nicht sein,  
nach dem Ton der Rede nur zwei.  
Auf dem Herd brennt ein Feuer  
von Brennholz genährt,  
daneben sitzt ein Weib  
mit ihren Kindern,  
herwärts, ganz allein,  
ein Chewsure, der seufzt und klagt.

Der Mann:

»Wehe dem Tag, da ich dich  
zum Weibe nahm,  
bis dahin kam keiner  
auf Erden mir gleich.  
Durch dich allein, Unselige,  
ward ich unnütz und schlecht.  
Was tauge ich noch? Bin ich  
denn noch ein Mann, würdig  
unter dem Himmel zu gehen?  
Wüßte ich nur ein Mittel,  
um wieder das zu werden,  
was ich einstmal war!  
Verdorben ist mein Leben,  
ein Felsklotz taugt heute  
mehr als ich.  
Um euretwillen leide ich  
an einem Leiden, das unheilbar ist,  
um euretwillen habe ich  
am Allmächtigen mich versündigt.  
Die Kinder sogar sind mir  
zum Unheil geworden,  
um ihretwillen änderte mein Sinn,  
und also weine ich Tag und Nacht  
über die Seele, die mir verloren ging.«

Die Frau:

»Warum legst du mir  
deine Schuld zur Last,  
kam ich doch nur  
gezwungen in dein Haus?  
Du gabst mir ja den Weg nicht frei,  
wenn ich vorüberging,  
erfülltest mich mit Mitgefühl,  
wenn du sagtest: ›Msia,

ich hab dich sehr lieb!‹  
die Augen voller Tränen.  
Um meinetwillen eiltest du fordernd  
mit dem Schwert zu meinen Brüdern.  
So süß wie Zucker einst,  
warum bin ich dir jetzt  
so bitter geworden?  
Was klagst du, Kinder zu haben,  
was haderst du mit Gott?!  
Dein Weib und deine Kinder,  
wem willst du sie denn überlassen?  
Warum siehst du in uns den Grund,  
daß du so verändert bist?«

Der Mann:

»Deshalb, du töricht Weib,  
weil du gejammert und geklagt:  
›Die Kälte bringt meine Kinder um!  
Wie eine, der sie gestorben,  
schriest du: ›Sieh nur,  
wieviel Brennholz Berdia hat  
und welches Feuer!‹  
und wiesest mir als Beispiel  
fürs Leben solche Toren.  
Meinen Zorn reizende Worte  
brachtest du mir zu Gehör,  
du wolltest ein schönes Leben,  
du bukest widerliches Brot  
Und so begann ich,  
bald heut, bald morgen,  
ganz wenig nur und sachte,  
ganz nach des Fuchses Weise  
von meinem Glauben abzuweichen.  
Bald fällte ich eine Platane,  
obwohl sie mich flehend bat:  
›Was begehst du da, Mindia,  
als wärest du mein Feind?!‹  
Am nächsten Tage fällte ich zwei  
und also schuf ich mir  
ein Herz aus Stein,  
damit ich fühllos werde,  
Gott bittend, daß ich's vermöge.  
Du wolltest Steinbockfleisch  
und wenn du hörtest, daß einer  
ein solches Tier erlegt,  
hast du so oft mit deiner Klage  
das Herz mir gekränkt:

»Knaben, die ohne Fleisch aufwachsen,  
~~was werden sie für Helden sein? . . . . .~~  
 Nirgends habe ich vernommen,  
 daß andere so erzogen seien!«  
 Ach, warum wurde nicht,  
 bevor du solches sagtest,  
 Erde gestreut auf dich!  
 So gab ich dir nach und erlegte Wild,  
 sättigte, mästete euch mit Fleisch,  
 du frohlocktest mit den Kindern,  
 ich aber zermartete mir den Sinn.  
 Besser als so zu werden, wär' es,  
 unter dem Blitzschlag zu enden.  
 Das Verlorene kann ich nie mehr finden  
 mit welcher List auch immer!«

Die Frau:

»Was fällt dir denn so schwer,  
 was grämst du dich so mit Gewalt?  
 Die Bäume fallen, Wild zu töten, warum  
 erscheint's den andern nicht als Schuld?«

Der Mann:

»Du kannst es nicht wissen  
 mit deinem dünnen Verstand,  
 du Geschwätzige,  
 nur oberflächlich Fühlende,  
 die du das Dasein allein  
 dir zu Gefallen kennst!  
 Hab ich nicht Grund zu trauern,  
 daß von meinem Wissen  
 und meiner Kraft,  
 du Törrin, rein nichts mehr  
 bei mir geblieben ist?!  
 Ein Toter braucht nicht  
 von seinem Tode zu wissen,  
 er ist tot,  
 was wird er sich selbst  
 und sein furchtbar Geschick beklagen?  
 Nenne mir ein ander Geschick,  
 das bitterer wäre als meines!  
 Ein solcher Toter bin ich heut,  
 nur daß die andern Toten nicht  
 wie ich ob ihrem Tode leiden!  
 Sie ruhen in Frieden  
 und fühlen nichts mit ihrem Gefühl.  
 Womit kann ich dem Lande noch nützen,

da mir mein Wissen verlorenging:  
~~Die Blumensprechen nicht mehr zu mir, .~~  
 auch kann ich sie nicht mehr verstehen,  
 welch größeres Unglück kann ein Mensch  
 noch über sich bringen?!  
 Nicht mehr verstehe ich  
 die Stimme der Vögel,  
 noch die des Kornfelds,  
 nicht mehr hab ich seither vernommen  
 den süßen Gruß des Grüns.  
 Doch schlimmer noch, daß ich  
 auch sonst nichts mehr taue.  
 Ob ich nun hier herumsitz  
 oder ins Tal hinabgeh,  
 einen so Nichtswürdigen wie mich  
 erwirbt keiner je.

»Dem Lande bin ich nichts mehr nütze  
 in dem die Feinde bekämpfenden Heer,  
 weil all mein früher Wissen  
 mir aus dem Sinne schwand.  
 Warum ist mein Stern am Himmel  
 nicht alsbald erloschen?!  
 Bis heute vermochte der Feind  
 aus Furcht, selbst durch die Tür,  
 bei uns nicht einzuschleichen,  
 doch wenn sie dies erfahren,  
 da werden sie kommen und uns  
 zu Staub und Erde machen  
 und unsere Häuser und Wehrtürme  
 in Trümmerhaufen verwandeln.  
 Das will ich nicht erleben,  
 auch eure Tage  
 werden dann zu Ende gehen.  
 Um euretwillen  
 bin ich von Sinnen gekommen,  
 hab meinen reinen Glauben verkauft  
 Soll ich noch gar mein Land verderben,  
 damit ihr am Leben bleibt?!  
 Was brauche ich noch zu leben,  
 was euch am Leben erhalten,  
 wenn dies mein ganzes Wesen  
 nicht mehr heil?  
 Wie kann ich denn mein Antlitz  
 hier noch zeigen?  
 Und wie vor Gott bestehen?  
 In aller Augen bin ich voller Schande.

vor den Lebendigen und Toten.  
Was brauche ich eine Rüstung,  
wozu ein Schwert, wenn es  
den Feind zu treffen  
jeglicher Kraft entbehrt?  
Was aus der Erde sproßt,  
ist mir ein anvertrautes Gut,  
wie kann ich da noch essen,

wie Wasser zu mir nehmen?!«

Er erhob sich und trat,  
die Arme über dem Herzen gekreuzt,  
vor die Tür, und wie sein Blick  
auf die erhabenen Berge fiel,  
begann er bitterlich zu weinen.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

*Leonhard Kossuth*

### **Ilia Čavčavaže – unser Zeitgenosse**

Als seien Jahrzehnte vergangen, seit ich in Georgien an den Feierlichkeiten zum 150. Geburtstag von Ilia Čavčavaže teilgenommen habe – so scheint es mir angesichts der jetzigen Umwälzungen. Doch zugleich sensibilisiert sich das Zeitgefühl – was sind schon 150 Jahre vor der Geschichte? Und in der Erinnerung an 1987 wird mir Ilia, durch dessen Werk die Stürme seiner Zeit tosen, fast zum Zeitgenossen.

Einige Gäste dort, beim Jubiläum, brachten ja auch noch eine ganz unmittelbare, persönliche Beziehung zum Dichter und seiner Zeit ein. Unter ihnen Erica Garibaldi aus Italien, Direktorin der Internationalen Giuseppe-Garibaldi-Universität. Als Student hatte Ilia Čavčavaže davon geträumt, sich dem »Zug der Tausend« ihres Großvaters Giuseppe, dessen Kampf um einen unabhängigen Nationalstaat anzuschließen, hatte er der Botschaft von »Ketten, die man sprengt« sogar ein Gedicht gewidmet. – Aus England war Andrew Wardrop gekommen. Gut neunzig Jahre davor hatte sein Vater Oliver zusammen mit Schwester Marjory Wardrop Ilia aufgesucht – so nennt man den Dichter in Georgien – ; ihre später in London publizierte englische Nachdichtung des

Poems »Der Eremit« erschien nun in Tbilisi als Jubiläums-Nachdruck. – Durch keinen »Enkel« vertreten, wenn wir nicht die heutige Čavčavaže-Übersetzerin Kristiane Lichtenfeld dazu ernennen wollen, aber immer wieder genannt wurde der Schriftsteller Arthur Leist aus Deutschland (1852–1927). Auf Einladung Ilias war er 1884 zum ersten Mal nach Georgien gekommen, 1892 wurde er in Tbilisi seßhaft, und dort schuf er die ersten deutschen Ilia-Čavčavaže-Nachdichtungen, schrieb er mehrere bis heute lesbare Bücher über Georgien.

Insgesamt waren mehr als hundert ausländische Gäste gekommen, Gäste aus dreißig Ländern – inländische »Nachbarn« nicht mitgerechnet. Mit welcher eleganter Akribie analysierte der venezianische Professor Luigi Magarotto auf einer wissenschaftlichen Konferenz Ilia Čavčavažes Poem »Der Eremit«, die darin enthaltene zeitenüberdauernde Lebensphilosophie! (1883 entstanden, handelt das Poem von der Versuchung des Eremiten durch ein Hirtenmädchen und von dem tödlichen Ausgang des Zwiespaltes, in den er stürzt.) Mit welcher Leidenschaft argumentierte der malinesische Schriftsteller Albakaye Ousmane Kounta die Aktualität von Ilias Erzählung »Ist